

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 251. Bromberg, den 31. Dezember 1926.

Der Pojaz.

Eine Geschichte aus dem Osten.

Von Karl Emil Franzos.

(35. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Eines Abends im Dezember — der Marschallik war eben auf Besuch — erklang das Mautglöckchen am Hause, und als Sender in die bittere Kälte hinaustrat, den Schranken zu öffnen, hielt da ein kleiner, von einem Knaben gelenkter Schlitten, in dem eine Reisende saß. „Guten Abend, Sender," grüßte sie zaghaft.

Er trat näher.

„Ihr, Jütte!" rief er überrascht. „Im offenen Schlitten! Ohne Pelz bei der Kälte? Und mit Eurem Koffer? Was ist geschehen?"

„Gutes!" erwiderte sie, aber es klang nicht eben fröhlich. „Ist mein Vater daheim?"

„Sogar bei uns! Kommt herein! Ihr müßt ja halb erstarrt sein!"

Sie zögerte. Dann kletterte sie so rasch, wie es die steifen Glieder gestatteten, aus dem Schlitten. „Ach was," sagte sie tapfer, „erfahren muß er's doch." Und ebenso tapfer ließ sie in der Stube die Flut von Fragen und Klagen, mit denen der Marschallik sie empfing, über sich ergehen.

„Ja, Vater," erwiderte sie endlich und wischte sich den Schnee aus dem braunen Haar, „fortgejagt hat mich Reb Hirsch Knall und Fall, das ist nicht zu ändern. Noch vorgestern war ich sein „lieb Kind", sein „Nüssele", und heut' eine Verbrecherin. Aber meine Schuld ist's nicht. Oder doch — ja, aber ich bereu's nicht!"

„Wegen Malke?" klagte Reb Itzig. „Du hast dich für sie geopfert?"

„Geopfert?" Die Kleine reckte sich empor, wie es ihre Gewohnheit war. „Seh' ich aus wie eine Geopferte? Freilich wär' ich lieber in Frieden aus dem Haus gegangen, wo ich so lang wie ein Kind gehalten war. Aber wozu klagen? Natürlich Malkes wegen war's. Vor vierzehn Tagen kommt unter meiner Adresse ein Brief vom Bernhard, er hofft, bald als Advokat angestellt zu werden, ob er kommen und um sie anhalten soll? Sie antwortet: ihn allein wird Reb Hirsch hinauswerfen, er soll mit seinem Vater kommen. Richtig kommen gestern die beiden — eine furchtbare Szene. Reb Hirsch wirft in seiner Wut auch seinen Bruder hinaus. Sie reisen zum Schein ab. Aber wie ich gestern abend zum Bäcker geh', tritt mir jemand in den Weg, der Bernhard: ‚Mein Vater und ich halten morgen früh um fünf am Marktplatz und nehmen Malke mit.' So hab' ich denn die Nacht mit ihr durchwacht und sie an den Wagen gebracht. Wie Reb Hirsch aufsteht und das Nest leer findet, ich hab' geglaubt, er verliert vor Wut den Verstand. Aber das nützt alles nichts, fort ist sie, ich aber — der Hausknecht hat uns gesehen, wie wir zum Wagen geschlichen sind, aber ich hätt's auch sonst nicht geleugnet — ich hab's ausbaden müssen —"

„Und nun?" jammerte Türkischgelb.

„Muß ich verhungern," erwiderte sie lachend, „denn es gibt auf der ganzen Welt keine Wirtschaft mehr, die mich brauchen könnt'." Sie streckte die runden Arme. „Und so schwach bin ich nebbich (Ausdruck des Mitleids) auch! . . . . Schämt Euch, Vater, für mich ist's wohl nicht schlecht, und für Malke ist's gut, und für den da auch." Sie wies auf Sender. „Ich hör' ja, die dummen Leut' haben Euch ordentlich in Verruf getan. Nun sollen's alle erfahren, wie es damals zugegangen ist!"

Und sie erzählte es. „So verdirbt die Tochter dem Vater das Geschäft!" rief Türkischgelb zwischen Zorn und Lachen; Frau Rosel aber war innigst erfreut: ihre Vermutung, daß er sie eines geheimen Vorhabens wegen abgelehnt, war irrig gewesen, und wenn die Leute erst erfuhren, wie Malke war, so mußte jeder Sender beistimmen. Nach ihrer Auffassung konnte nur eine Entartete bei Nacht und Nebel mit dem Geliebten fliehen. Dann aber fand auch der Marschallik kein Hindernis mehr, wenn er für Sender eine neue Partie suchte, und sie hätte den Alten noch heute darum gebeten, wenn er minder betrübt gewesen wäre.

Aber schon zwei Tage später war er die Sorge um Jütte los: Schlome Freudenthal, der Besitzer des Barnower Gasthofs, hatte sie als Wirtschafterin aufgenommen. „Für mich ist's gut," sagte Türkischgelb der Freundin, „für sie schlecht. Am Ort, wo ihr Vater lebt, hat noch keines Marschalliks Tochter geheiratet." Für Sender aber versprach er, sich umzutun: „es wird gehen, nun loben ihn ja alle!" In der Tat wußte sich dieser der Glückwünsche kaum zu erwehren. „Daß du's auf dich genommen hast," hieß es, „war eine Narrheit, aber daß du sie nicht genommen hast, dein Glück. Sonst wär' die Elende dir davongelaufen."

Er aber verteidigte sie warm und ehrlich. Wohl tat ihm noch immer leise das Herz weh, wenn er ihrer gedachte, aber redlich gönnte er ihr alles Gute. „Mag sie der Doktor so glücklich machen," dachte er, „wie es mein Vorsatz war!" Und mit feuchten Augen las er das Blatt, das um Neujahr an ihn gelangte. Auf die lithographierte Anzeige: „Wir beehren uns, Ihnen ergebenst unsere Vermählung anzuzeigen. Doktor Bernhard Salmenfeld und Frau Regine, geb. Salmenfeld." hatte Malke geschrieben: „Mit tausend Grüßen innigster Dankbarkeit ihrem teuren Freunde Alexander Kurländer." Darunter stand von der Hand des jungen Gatten: „Wie wollen wir applaudieren, wenn einst Dawison II. in unserem Wohnort Triumphe feiert. Aber in so ein Nest kommt er wohl gar nicht. Ich werde froh sein, wenn ich für Barnow ernannt werde." Stolz zeigte er das Blatt seiner Freundin Jütte, und auch Pater Marian bekam es zu lesen.

„Also doch!" sagte der Greis lächelnd. „Darum warst du so traurig. Aber ‚Dawison II.' — damit hat's seine Wege." Aber er selbst fühlte sich in diesen Tagen immer wieder an Sonders berühmten Landsmann und Glaubensgenossen erinnert. Auf sein Drängen las er mit ihm den „Kaufmann von Venedig". Hatte ihn Senders Begabung schon früher oft genug mit freudigem Staunen erfüllt, so fühlte er sich vollends durch die Art, wie er den Shylock las, tief ergriffen; sie mutete ihn an wie ein Wunder der geheimnisvoll waltenden Natur, und als Sender die Worte sprach: „Wenn Ihr uns stecht, bluten wir nicht? Wenn Ihr uns kitzelt, lachen wir nicht? Wenn Ihr uns vergiftet, sterben wir nicht?" wandte er sich ab, damit Sender nicht sehe, wie ihm die Augen feucht geworden. „Es ist ja alles noch roh", dachte er, „und würde auf der Bühne wahrscheinlich ausgelacht werden, — die eckigen Gesten, die unreine Aussprache! — aber welches Talent steckt in diesem Burschen, welches Gemüt! Das kann ihm Gott der Herr doch nicht ohne Absicht geschenkt haben, er will, daß er ein Künstler wird zur Freude, zur Erbauung der Menschen. Und was ich dazu tun kann, soll geschehen."

Mit wahrer Inbrunst widmete er sich dem Unterricht, ihm war's, als wäre auch dies Gottesdienst.

Aber dies Studium des Shylock sollte auch eine unerwünschte Folge haben. In ihrem Eifer hatten die beiden ganz ihren Nachbar, den Pater Ökonom vergessen. Und so hörte dieser, als er eines Tages — es war um die Mitte des Januar — in der ihm gewohnten Art beschaulichen Gedanken nachhing, deutlich eine fürchterliche Stimme: „Ich will ihn peinigen, ich will ihn martern!“ Und gleich darauf: „Ich will sein Herz haben! . . . Geh, und triff mich bei unserer Synagoge! —“ Entsetzt fuhr der Trunkene empor und lauschte. „Juden“, murmelte er, „Juden sind im Kloster und wollen mich töten.“ Und als dieselbe Stimme noch gellender und mit geradezu blutdürstigem Ausdruck wiederholte: „Ich will sein Herz haben!“ brach er das Hausgesetz, das ihn an die Zelle fesselte, und stürzte zum Prior.

Der hochwürdige Valerian schalt heftig auf ihn ein; daß der verkommene Mönch, der einen starken Fuseldunst verbreitete, im Rausch eine Halluzination gehabt, kam ihm viel wahrscheinlicher vor, als daß sich die Juden von Barnow am hellen Tage im Kloster zusammengerottet hätten, um die Mönche zu ermorden. Da jedoch der Pater mit den heiligsten Eiden beteuerte, er habe es deutlich gehört und wolle die schwerste Strafe erdulden, wenn er der Lüge überführt würde, so folgte ihm der Prior kopfschüttelnd auf den Korridor der Pönitenz. Der Bitte des Paters, einige handfeste Fraters mitzunehmen, willfahrte er nicht; „mit diesen fürchterlichen Juden werd' ich schon selbst fertig“, sagte er und betrat lächelnd den Korridor. Aber wie ward ihm, als er nun wirklich aus einer der Zellen eine kreischende Stimme vernahm — und offenbar die eines Juden — die in wilder Freude rief: „Ja! das ist wahr! Geh, Tubal, miete mir einen Amtsdiener!“ und dies wiederholte, bis eine andere einfiel: „Keine solchen Grimassen, Sender. Und leiser!“ Aber der andere brüllte: „Ich will sein Herz haben!“ Da riß der Prior die Tür auf.

Es wäre schwer zu entscheiden gewesen, wer starrer vor Staunen war, die beiden, als sie den Prior erblickten, oder Valerian, als er in einer Zelle seines Klosters einen jungen Juden entdeckte, der mit erregten Mienen und blitzenden Augen dem Pater Marian zurief, daß er jemandes Herz wolle. Unwillkürlich schlug er ein Kreuz, und es währte lange, bis er sich so weit gefaßt hatte, um fragen zu können: „Was suchst du hier? Was geht da vor?“

Aber noch länger währte es, bis ihm Marian antworten konnte, und wohl gar eine Viertelstunde, bis der Prior begriff, nicht um was es sich handelte — das war ihm noch lange nicht klar — sondern daß Pater Marian mindestens bei Vernunft war. Was er von dem Juden halten sollte, der da totenbleich, wie vernichtet mit halbgeschlossenen Augen in einer Ecke lehnte, wußte er freilich nicht, wohl aber, daß er keinesfalls ins Kloster der Dominikaner gehöre. „Geh'“, sagte er ihm, und zu Pater Marian: „Sie kommen heute nachmittag zu mir.“

Aber Sender konnte dem Befehl nicht sofort folgen: „Hochwürdiger Herr“, stammelte er entsetzt, „erst muß der Fedko da sein, um mich bei der Tartarenpforte hinauszulassen. Denn wenn mich die anderen aus der großen Tür treten sehen ‚schlagen sie mich tot . . .“

Zum Glück kam eben Fedko mit seinem Schlüsselbund daher. So sah der Korridor der Pönitenz nun den fünften erschreckten Mann, und vielleicht den entsetztesten von allen. Und als ihm der Prior zurief: „Also du besorgst den Büßern Schnaps und läßt Juden ein?“ sank er fast ohnmächtig in die Knie.

Mit Mühe brachte ihn Sender wieder auf die Beine und bis an die Pforte. „Es ist alles aus“, murmelte der Alte, „mit meinem Dienst, mit dem Slibowitz des Ökonomen, mit deinem Slibowitz. Die Welt geht unter . . .“

Es sollte glimpflicher kommen. Kopfschüttelnd hörte der Prior die lange Erzählung Marians an, was Sender anstrebte, warum er ihn gefördert, was den jungen Mann noch in Barnow festhalte; dann aber, nach längerem Nachsinnen, sagte er: „Lieber Bruder, Sie wissen, ich bin kein Gelehrter wie Sie, sondern ein dummer Mönch. Ob dieser Sender zum Schauspieler taugt, kümmert mich nichts, ob es ein löbliches Werk ist, ihn zu fördern, will ich nicht entscheiden. Daß aber die Zellen unseres Ordens nach dem Statut unseres erhabenen Begründers, des heiligen Dominikus de Guzman, nicht dazu bestimmt sind, daß wir darin junge Juden zu Schauspielern ausbilden, dies weiß ich ganz genau. Aber andererseits kenne ich Sie und weiß, Sie können nichts Unedles gewollt haben. Durch das Vergangene also ziehen wir einen dicken Strich, aber die Fortdauer des Unterrichts muß ich verbieten. Das braucht ja Sie und ihn nicht gar so sehr zu kränken, da er ohnehin in vierzehn Tagen fort will. Damit ich ihn aber unter allen Umständen los werde, so will ich mir in den nächsten Tagen den Wolczynski und den Strus ins Gebet nehmen. Sie sind ja beide meine Beichtkinder, und namentlich der Strus, der Heuchler, schmilzt, wenn man ihm die Hölle heiß macht. Ich hoffe, die alte Jüdin behält die Pachtung.“

Er kratzte sich an der Tonsur. „Ach ja, um was alles sich ein Prior kümmern muß. . . . Und noch eins! Sie haben ja diesen Sender so lange unterrichtet, da werden Sie auch Abschied von ihm nehmen wollen? Nun, zum Abschiednehmen darf er noch zu Ihnen kommen, meinetwegen jeden Tag, wo er noch hier bleibt. . . . So — dies ist meine Entscheidung. Verzeihen Sie, ich bin ein dummer Mönch . . .“

Der Greis faßte seine Hand und drückte sie. „O“, rief er, „Sie sind der Weiseste der Menschen!“

„Schmeicheln Sie mir nicht!“ brauste der Prior auf. „Sonst glaube ich, unrecht getan zu haben, und ich habe mich doch streng ans Statut gehalten — nicht wahr?“

(Fortsetzung folgt.)

Des Jahres letzte Stunde.

Eine Geschichte von Ludwig Bäte.

Seit dem frühen Morgen stand Ernestine Voß, die treffliche Gattin des Dichters und Eutiner Rektors Johann Heinrich, in der geräumigen Küche am Herd, den am Abend vorher vom Bruder Boie aus Meldorf eingetroffenen, fast eingefrorenen Hasen ein wenig aufzutauen, zu spicken und nebenbei das Kringelbacken der beiden Mägde zu beaufsichtigen. Ihre drei Jungen griffen munter, soeben vom blank gefegten Marmor der Eisbahn, wie der kluge Älteste sich homerisch ausdrückte, heimgekehrt, zu, wenn das Ofenfeuer zu verlöschen drohte und der böse Nordwind von Zeit zu Zeit durch die aufgestoßene Haustür eine Welle Schnee nach der andern auf den sandbestreuten Klinkerflur wehte. Zwischendurch erzählte sie in der lieben sassischen Haussprache, deren man sich, wenn man allein war, immer bediente, von den unsterblichen Taten der Ilias, die der geübte Vater gerade bedächtig in wohlgeformte deutsche Hexameter goß.

Der freilich hatte die fleißige Gänsefeder für einen Augenblick auf das hohe tannene Stehpult gelegt, an dem er immer arbeitete. Die Dunkelheit kam früh, und die beiden Leuchterhalter mochte er noch nicht vom schmalen Regal, das seine bescheidene Bibliothek barg, holen. Das Jahr war ohnehin teuer genug gewesen.

Die Gasse war still. Wer nichts draußen zu suchen hatte, blieb gewiß bei der grimmen Kälte zuhause. Liebevoll strich er über das dichte Moospolster, mit dem Ernestine die Fugen des Schiebefensters zugestopft hatte, und blickte dann lange auf die Sinarose, die auf dem kleinen Blumentische zwischen den mancherlei Pflanzen stand, die seine getreue Frau mit glücklicher Hand zu pflegen wußte. Wie hatte er, der nun schon Monate lang für immer schlummerte, sich über ihr Wachstum gefreut!

Draußen winkte jemand, behäbig auf seinen derben Bauernprügel gestützt, herauf. Doktor Helwag hob munter ein Bündel hoch. Fast mußte er bei allem Kummer lachen, wie der Silvesterkarpfen, den der Doktor sich beim Schloßfischer geholt haben mochte, in dem zusammengeknoteten Taschentuch zappelte.

Er hatte seinem holdseligen Erstgeborenen auch nicht helfen können, so viel Mühe er sich gegeben. Die Krankheit war aus dem öden Dunstloch am See gestiegen, in dem man lange zu hausen gezwungen war, bis die Regierung ihm endlich nach der Übergangswohnung im Rathaus Stolbergs verlassene Räume angewiesen.

Aber vielleicht war es gut gewesen, daß er sich so früh dieser Welt voll Neid, Not und Anfeindung entzogen! Fest preßte er das Heft zusammen, in dem Heyne in Göttingen sich mit so hämischer Schadenfreude über seine Verdeutschung geäußert. Und gegen welchen Wall von Unverstand und Mißtrauen hatte er hier anzukämpfen! Nicht genug, daß er als Rektor mit dem Kammerdiener rangierte; man ließ ihn sogar wie jeden beliebigen kleinstädtischen Schulfuchs Tag um Tag seine sechs Stunden Unterricht halten.

Das Jahr ging in einigen Stunden wie Schaum im wilden Bach zu Ende. Es war gewiß ungerecht, wenn er es wie einen alten Lumpensack von sich warf. Es hatte doch auch manche Freude gebracht. Die Übriggebliebenen wuchsen heran, und Ernestine räumte ihm gut und klug aus dem Wege, was ihn mit neuer Bitterkeit hätte anfüllen können. Schließlich hatte Menander noch immer recht:

> Im Hause bleib mir, und du bleibst ein freier Mann,
> wo nicht, so bist du kein durchaus glückseliger!

Und daß er es in der Bardenkompanie, die sie vor einem Dutzend von Jahren gegründet, am weitesten an geistiger Honigsüße gebracht, war wohl gewiß. Ihn würde selbst Heyne heute nicht mehr einen Genieflegel schelten, wenn er auch nichts darin fand, seine Odyssee-Übersetzung als von

einem ungelehrten und geschmacklosen Pedanten herrührend zu bezeichnen.

Die Dunkelheit ließ kaum noch einen Gegenstand im Zimmer erkennen. Das wirbelnde Knastergewölk seiner Pfeife war mit dem Dunst des levantischen Kaffees — er konnte bald nur noch im Geiste des blinden Halbgottes denken — lange verweht. Eine dünne, schmale Flamme wuchs aus der Finsternis. „So kommt", sann er, „das neue Jahr daher, leise strahlend und sich immer weiter entfaltend, bis alles in seinem Lichte liegt."

Er tauchte den Kiel ins Tintenfaß und schrieb. Vers legte sich an Vers, und fest schlossen sich die einzelnen Ringe zu klarer, wohlgebildeter Kette zusammen. Die abgearbeiteten versorgten Augen fingen Feuer, die Brust hob sich rascher, bis die Feder hinfiel und er glücklich auf das Neujahrslied schaute, das ihm dieses leidvolle Jahr als tröstenden Herzensbalsam an seinem letzten Tage geschenkt:

Des Jahres letzte Stunde
Ertönt mit ernstem Schlag:
Trinkt, Brüder, in die Runde,
Und wünscht ihm Segen nach.
Zu jenen grauen Jahren
Entfliegt es, welche waren;
Es brachte Freud' und Kummer viel
Und führt' uns näher an das Ziel.

Die Flamme glühte voller und warf ihren Schein auf das wohlgeordnete Manuskriptbündel der Ilias und der fröhlich gedeihenden Luise. Was sollte er sich sorgen? War er nicht so reich, daß die kritischen Späher und kunstlosen Neidlinge wie Bettler neben ihm standen? Und hatte er nicht Freunde, die alles mitfühlend erlebten, und wie er Religion, Vernunft und Willen das Leben lenken ließen?"

Draußen polterten Schritte die enge Stiege herauf gegen seine Tür. An jeder Hand einen Jungen, einen am Mantel, schob sich der Kapellmeister Abraham Peter Schulz herein, der seit Spätherbst bei ihnen weilte und soeben dem Hofapotheker Kind und dessen gar liebenswürdiger und verständiger Frau lange auf dem Fortepiano vorgespielt, den Freund nicht zu stören.

„Vergib, mein Johann Heinrich, das Gesumse! Aber deine Rangen waren nicht zu halten!"

„Das nenne ich eine schickliche Gelegenheit, seine Reue nicht nur mit leerem Wort zu zeigen!" rief ihm Voß vergnüglich entgegen. „Tolle et lege!"

Schulz nahm den sauber beschriebenen Bogen und las. In seinen Augen stieg es auf, denn auch ihm hatte dieses Jahr ein Liebes genommen, und er vergaß es den Freunden nicht, daß sie ihn mit traulichem Wort von unsteter Wanderung unter ihr gastliches Dach gebeten. Stumm umarmte er den Geliebten und riß dann die Kinder an sich: „Kommt, das Jahr soll im Liede, wie ich es niemals besser gesungen, zu Ende gehen!"

„Und auf ein neues wollen wir mit unserm alten Wunsche: Gut sein immerdar! heiter anklingen!" fügte Voß hinzu. Ernestine, die hurtig herbeigeschlichen war, den Lärmempfindlichen vor dem despektierlichen Tumult zu schützen, wischte sich mit der Küchenschürze die Augen, ehe sie die drei Buben an ihr Abendbrot, das Claudius als höchstes Ideal des Traktierens bei Kindern gepriesen, scheuchte. Ein wenig schmollend ließen sie sich, indessen sich Schulz an das Klavier begab, ihre Grütze mit Karbonade schmecken, dem ältesten Mädchen verschwiegen zunickend, das ihnen einen Hasenlauf für den ersten Jahrestag mit dem größten Butterkringel zurückzulegen versprochen hatte.

Silvester.

Dunkel weitet
Sich ein offenes Grab,
Und ein Mantel gleitet
Langsam schulterab.

Engelleise
Schwebt er durch die Luft,
Sterbend Jahr, die Reise
Endet in der Gruft.

Um dein Ende
Keine Zähre quillt.
Still falt ich die Hände:
„Herr, so wie du willt.

Alle Wunden
Und, was ohne Ruh,
Deck, daß sie gesunden,
Mit dem Mantel zu."

Durch das Dunkel
Bricht es mild und klar
Mit dem Sterngefunkel,
Unser neues Jahr.

Fr. Just.

Warum heißt der letzte Tag des Jahres Silvester?

Nicht vielen anderen Tagen des Jahres wird so große Bedeutung beigemessen, wie dem Tage, der das Jahr beschließt, um einem neuen Platz zu machen. Besonders die letzten Stunden des Jahres werden meist mit viel Sang und Klang, mit großer Ausgelassenheit gefeiert. Man nennt diesen Jahresabschluß Silvester. Ein Blick in den Kalender wird uns über den Ursprung dieser Bezeichnung belehren. Wie nämlich bekanntlich jeder Tag des Jahres auf einen Heiligen zurückgeführt wird, so ist der 31. Dezember dem Silvester gewidmet. Man hat darum ursprünglich immer vom Tag des Silvester oder vom Silvestertage gesprochen, hat dann das Gefühl für die ursprüngliche Bedeutung verloren und mit der Bezeichnung Silvester vor allem den Abschluß des Jahres gemeint und die damit verbundenen Feierlichkeiten. Da diese sich aber meist mehr auf den Abend konzentrierten, hat man schließlich unter Silvester nur noch die Abendstunden des 31. Dezember verstanden.

Der Papst Silvester, nach dem der 31. Dezember benannt wurde, war der erste dieses Namens und lebte von 314 bis 353. Der Sage nach soll er den Kaiser Konstantin den Großen getauft haben, was aber geschichtlich nicht erwiesen ist. Um seiner Verdienste willen ist er zum Heiligen erhoben worden. An seinen Namen knüpft sich auch die Geschichte von der sog. Konstantinischen Schenkung, die seinerzeit zu langen Streitigkeiten zwischen der Kirche und den Kaisern führte. — Außer Silvester dem Heiligen gab es noch in der Folge zwei Päpste gleichen Namens. Silvester II. lebte von 947 bis 1003. Er wird als der gelehrteste Mann seiner Zeit bezeichnet, wie ja überhaupt damals die Geistlichkeit die kulturelle Führung innehatte. Besonders in Mathematik, Astronomie und in Musik tat er sich hervor und hat sich nicht unbedeutende Verdienste um diese Gebiete der Wissenschaft und Kunst erworben. In politischer Hinsicht setzte er sich im Bunde mit Kaiser Otto III., dessen Zeitgenosse er war, für die Erneuerung eines wirklichen römischen Reiches ein. Papst Silvester III. hatte nur kurze Zeit dieses Amt inne: im Jahre 1044 wurde er von den Gegnern Benedikt IX. gewählt, konnte sich aber nicht halten und ist schon zwei Jahre später von der Synode von Sutri wieder abgesetzt worden.

Allerhand Silvesterbräuche einst und jetzt.

Der Übergang vom alten zum neuen Jahr wurde seit alters her von den Menschen als ein besonderer Tag empfunden und das drückte sich auch in zahlreichen Bräuchen aus, die sich an diesen Tag knüpften. Was man am Silvestertage tat, hatte eine ganz eigene Bedeutung. An diesem Tage konnte man einen Blick in die Zukunft tun, an diesem Tage auch den Gang seines Schicksals bestimmen. Die meisten dieser Bräuche gehen auf das Mittelalter zurück, wenn sie nicht gar noch im Altertum oder in der heidnischen germanischen Vorzeit wurzeln. Vieles davon hat sich aber auch noch bis auf unsere Tage als Brauch und Glauben im Volke erhalten.

Am bekanntesten ist sicher das Bleigießen. Wer hat es nicht schon selber einmal getan, in seiner Kindheit wenigstens, und hat dann mit Spannung die merkwürdigen sich formenden Figuren betrachtet, die sein Schicksal im kommenden Jahre andeuten sollten? Dieses Spiel ist gewiß besonders deswegen so reizvoll, weil es der Phantasie einen breiten Spielraum läßt, sich auszuwirken. . . . Es gibt aber auch noch andere Wege, sein Schicksal zu erfahren, so z. B. indem man die Schale eines Apfels hinter sich wirft und aus ihrer Form den Anfangsbuchstaben des Mannes oder der Frau deutet, die einem als Ehepartner bestimmt sind. Oder aber man legt auf einen Tisch das Alphabet, läßt sich dann die Augen verbinden und tippt blind nach den Buchstaben: angeblich verrät einem auch dann das Schicksal den Namen des zukünftigen Auserwählten. Man hat aber in dieser bedeutungsvollen Nacht auch einen Wunsch an das Schicksal frei. Man legt nämlich drei Zettel, auf denen je ein Wunsch aufgeschrieben ist, unter das Kopfkissen und am Neujahrsmorgen greift man danach: welchen der Wünsche man dabei erwischt, der geht in Erfüllung. Auch auf die Träume muß man in der Neujahrsnacht gut achtgeben, denn sie gehen in Erfüllung. Auf dem Lande glaubte man früher, daß es Glück bringe, wenn man etwas von dem Kuchen, den man zu Neujahr bäckt, bis zum Sommer aufhebt und ihn dann den Schnittern aufs Feld mitgibt, wenn sie zum erstenmal ausziehen, um die Ernte einzubringen. Man muß auch das Vieh mit der Neujahrsasche bestreuen, das schützt es vor allem Unheil.

Man muß sich aber auch in acht nehmen, daß man die guten Geister nicht böse macht, und muß die ganze Zwölf-Nächte-Zeit zwischen Weihnachten und dem 6. Januar heilig halten. Es muß alles still und leise zugehen. Es dürfen keine Tische gerückt, keine Türen zugeworfen werden. Verboten ist es auch, in dieser Zeit Wäsche zu waschen und sie aufzuhängen. Ein ganz besonderes Gewicht wurde früher auch dem Essen am Neujahrstage beigelegt. Es mußte in allen Familien, die etwas auf sich hielten, sehr reichlich und gut sein. Vor allem durften aber bestimmte Gerichte nicht fehlen, denn sie brachten Glück. So ist auch heute noch in manchen Teilen Deutschlands der Glaube erhalten, daß man am Silvesterabend Heringssalat, am Neujahrstage aber gelbe Rüben essen müßte, wenn man im neubeginnenden Jahr nie knapp an Geld sein wollte. In anderen Gebieten sucht man wieder denselben Zweck dadurch zu erreichen, daß man von den Karpfen, die man zu Silvester verzehrt, einige Schuppen aufhebt und sie das ganze Jahr in der Tasche bei sich trägt.

Der Neujahrswunsch und seine Geschichte.

Die Sitte sich am Neujahrstage gegenseitig Glückwünsche auszusprechen, ist schon sehr alt, sie geht nämlich bereits auf die Zeit der Römer zurück. Damals war es auch üblich, daß man sich zugleich mit den Glückwünschen Geschenke überreichte. Vor allem mußten die Magistratspersonen mit Gaben bedacht werden. Zuerst waren es Früchte, die in der Regel dafür gewählt wurden, später wurde man immer üppiger in dieser Beziehung. Diese Neujahrsgeschenke wurden schließlich vom Kaiser als eine Art Tribut angenommen, die er zu fordern das Recht hatte.

Auch das Mittelalter übernahm in dieser Beziehung die römischen Sitten. In der ersten Zeit freilich, als die christliche Kirche sich die Welt eroberte und die Person Christi vollkommen im Mittelpunkt des Interesses stand, hat man den Anfang des neuen Jahres nicht wie die Römer am 1. Januar, sondern am 25. Dezember gefeiert, da man aber die alten Gebräuche auch nicht ganz unterdrücken konnte, ließ man schließlich auch den 1. Januar daneben als Feiertag gelten und brachte ihn insofern mit der Kirche in Beziehung, als man ihn als das Fest der Beschneidung Christi bezeichnete. Wie die Römer, so haben auch die Völker des Mittelalters am Neujahrstage sich Glück gewünscht und einander beschenkt; diese Sitte erhielt sich sogar sehr lange, auch noch, als man schon anfing vor allem Weihnachten als das Fest des Schenkens zu betrachten. Es hat sich nämlich der Glaube eingebürgert, daß diese Geschenke Glück bringen. Freilich wurde diese Schenksitte vielfach auch ausgenutzt, indem Personen in einflußreicher Stellung solche Geschenke als ihr gutes Recht in Anspruch zu nehmen anfingen, so daß die von ihnen abhängigen Personen einfach gezwungen waren, diesem Brauche zu folgen, auch wenn ihnen dies vielleicht wirtschaftlich schwer fiel. Da gleichzeitig ein immer größerer Luxus in dieser Beziehung getrieben wurde, und man das Bestreben hatte, sich gegenseitig zu überbieten, sah man sich behördlicherseits veranlaßt, mit Strafen gegen die Neujahrsgeschenke vorzugehen. — In einigen Ländern, wie Frankreich und Belgien, ist es übrigens heute noch üblich, sich am Neujahrstage statt zu Weihnachten zu beschenken. — Die Glückwünsche, die man sich während des Mittelalters zukommen ließ, wurden zum Teil in sehr künstlerischer Form ausgeführt. Besonders aus dem 15. Jahrhundert sind uns solche Glückwunschkarten erhalten, die entweder aus Holz geschnitzt oder in Kupfer gestochen sind. Natürlich war die Herstellung solcher Karten nicht billig, und so waren sie nur für wenige erschwinglich.

Im allgemeinen begnügte man sich, seine Glückwünsche einfach in Briefform auszudrücken. Man kann da übrigens eine sehr interessante Entwickelung feststellen, wenn man die Art und Weise, wie man in den einzelnen Jahrhunderten seine Glückwünsche ausdrückte, miteinander vergleicht. Während dies zuerst in ganz schlichten Worten geschah, wurde man, einem allgemeinen Zuge der Zeit folgend, auch hierin immer künstlicher, hielt sich etwas darauf zugute, recht geschraubte Redewendungen zu gebrauchen. Erst etwa um die Zeit des jungen Goethe kam der Rückschlag und man wurde in seiner Ausdrucksweise wieder natürlicher. Eines aber fällt vor allem auf, wenn man diese alten Glückwünsche mit unseren heutigen Neujahrskärtchen vergleicht: sie waren individuell gehalten und auf die Person eingestellt, an die sie gerichtet waren. Man machte es sich eben damals noch nicht so bequem wie wir, die wir einfach unseren Namen unter das stereotype, gedruckte „Viel Glück zum neuen Jahr" setzen. . . .

Man hat aber allerdings auch nicht solche Berge von Glückwunschkarten versandt, wie sie heutzutage die Post alljährlich zu befördern hat. . . .



Bunte Chronik



* **Sonderbare Heilung eines Taubstummen.** In einem Londoner Krankenhaus wurde an einem seit fünf Jahren durch einen Unfall taubstummen Mann eine Operation vorgenommen, für die eine Narkose notwendig war. Nach Erwachen hatte der Patient plötzlich wieder Stimme und Gehör gefunden.

*

* **Das Gold im Meerwasser.** Bekanntlich enthält das Meerwasser Gold, das ihm in Form von goldhaltigem Sand durch die Flüsse zugetragen wird. Die Ausbeutung dieser „Goldgruben" ist schon immer das Ziel von Erfindern. Nun hat der bekannte deutsche Chemiker Haber nachgewiesen, daß im Durchschnitt auf 1 Tonne Meerwasser $^1/_{100}$ Milligramm Gold kommt, also daß eine Ausbeutung sich nicht lohnt.

*

* **Fastende Fische.** Bei einer Ausstellung einer Tiefseeanglergesellschaft in London wurde ein Fisch gezeigt, der seit zwei Jahren keinen Bissen Futter angerührt hat und dem man zutraut, daß er noch drei Jahre weiter fasten wird. Er gehört der Proteusgattung an, die in Höhlen am Meeresboden hausen.

*

* **2600jährige Erbsen.** In einem Dorf in Norfolk werden Erbsen zentnerweise von Stauden geerntet, denen man ein Alter von 2400 Jahren nachsagt. Ihr Samen stammt aus dem Grabe einer ägyptischen Mumie.



Lustige Rundschau



* **Der kluge Mann baut vor!** „Ein schmerzstillendes Mittel? Wo tut's denn weh?!" — „Jetzt tut's noch nicht weh, aber heute nachmittag muß Vater das Zeugnis unterschreiben!"

*

* **Die Aufschneider.** „Du! Mein Vati hat den „Großglockner" erbaut!" — „Das ist doch nichts, hast du schon mal was vom „Toten Meer" gehört?! Das hat mein Vater umgebracht!!"

*

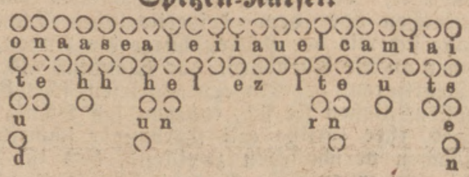
* **Aus einem neuzeitlichen Roman.** Als sich das Luftschiff, in dem ihr Großvater saß, stolz in die Lüfte erhob, winkte sie noch einmal ihrem Verwandten in aufsteigender Linie zu.



Rätsel-Ecke



Spitzen-Rätsel.



Die Kreise dieser Abbildung sind durch Buchstaben zu ersetzen, derart, daß senkrecht zu lesende Wörter entstehen. Sind es die richtigen, so nennt die oberste wagerechte Punktreihe den Anfang eines bekannten Liedes. F. Blank.

*

Auflösung des Rätsels aus Nr. 246.

Rösselsprung:

Die heil'ge Nacht sinkt leis' hernieder,
Hell strahlt der Lichterbäume Schein,
Und in den Klang der Weihnachtslieder
Fällt froh der Schall der Glocken ein.
„Dem Herrn sei Ehr'!" — tönt ihr Geläute,
„Dort oben über'm Sternenzelt!
Und Friede unser Ruf beteute
Den Menschen hier auf dieser Welt!"

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.